

(Nachdruck verboten.)

35]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

VIII.

Am Geburtstagsmorgen war Schäfer sehr geschäftig. Er lief rasilos treppauf, treppab, alles möglichst hübsch in Magdas Zimmer zu arrangieren, die gar nicht aus dem Schlafzimmer sollte, bis alles in Ordnung wäre.

Wie that ihr diese Geschäftigkeit Schäfers wohl. Sie war gar nicht gewöhnt, daß sich so um sie gekümmert wurde.

Die alte Onkel und die blinden Tanten hatten sie zwar auch stets sehr reich beschenkt, aber es ging dabei so steif und nüchtern zu, daß die großen Geschenke ihr wenig Freude machten, zumal sie es von jeher gewöhnt war, reich beschenkt zu werden.

Am Geburtstag und zu Weihnachten vermied sie jedes Jahr schmerzlich ihre Eltern, wenn sie sonst auch nicht oft an sie dachte.

Seit sie verheiratet, hatte sich darin nichts geändert. Otto hatte überhaupt keinen Sinn für „Liebenswürdigkeiten“, und dann war es mit seiner Liebe ja überhaupt schwach bestellt.

Auch jetzt blieben große Geschenke nicht aus, weder zum Geburtstag noch zu Weihnachten, aber sie kam sich doch auch noch, als verheiratete Frau vor wie ein ausgestoßenes Kind, das keine Liebe kennt.

Wie ließ sich das heute ganz anders an. Wie war dieser Schäfer von einer ganz kindlichen Freude besessen, alles möglichst hübsch für sie herzurichten. Den Mann hätte sie lieben können, hätte sie ihn zur rechten Zeit kennen gelernt. Wie oft mußte sie das denken, während sie gehorsam still im Schlafzimmer saß und draußen auf den Gängen Schäfer geschäftig hin und her eilen hörte.

Gerade daß Otto sich auch heute nicht dabei beteiligte, obwohl es doch so nahe gelegen hätte, machte ihr das noch deutlicher.

Otto that das nun heute nicht aus Gefühllosigkeit, wie Magda bitter dachte, sondern ganz einfach, weil er wünschte, daß gerade dadurch, daß er alles Schäfer überließ und höchstens über dessen „Biereifer“ Witz machte, Magda immer fester anbitte, recht verliebt in Schäfer würde. Denn allzulange hielt es Schäfer doch wohl nicht mehr hier in dem Nest aus. Bis er abreiste, mußte aber der Eindruck, den beide auf einander gemacht, doch wenigstens so tief sein, daß er ein gutes halbes Jahr vorhielt, bis er Schäfer wieder hierher einladen könnte.

Otto machte ein immer mürrischeres Gesicht, während er Magda Gesellschaft leistete, schimpfte heftig über all den Lärm im Haus und das ganze Gethue.

Wie bitter das Magda zu Herzen stieg!

Bald meinte sie, es nicht länger mit anhören zu können und ging zur Thür. Sofort stemmte sich Schäfer draußen dagegen und rief im höchsten Eifer: „Bitte, nur noch ein paar Minuten, meine Herrschaften, dann ist's soweit. Paffen Sie nur auf, Geburtstagskind, wie hübsch es wird!“ Schon war er wieder fort, und Magda setzte sich wieder.

„Bin mir begierig, was dabei schließlich für 'n Blödsinn herauskommt,“ spöttelte Otto. Magda hätte weinen mögen über seine Roheit.

Endlich kam Schäfer herein, wuschte sich über die feuchte Stirn und fragte: „Wo habt Ihr denn die Geburtstagschelle? Bei mir zu Hause spielte die immer 'ne große Rolle.“

„Was für 'n Dings?“ sagte Otto möglichst höhnisch. Aber Schäfer kramte schon im Büffett. „So, da hab' ich's, die that's ganz gut.“ Er hielt eine silberne Schelle in die Höhe. „Also, Geburtstagskind, dreimal schellt jetzt der gute Geburtstagsontel, dann tritt das Geburtstagskind hübsch mit klopfendem Herzen, wie sich's gehört, über die Schwelle.“ Er verschwand wieder eilig. „Total übergeschnappt,“ knurrte Otto, aber laut genug, daß es Magda hören mußte.

„Rein Gott, wie nett er war, wie er sich freute, ihr Freude machen zu können! Auf Otto hörte sie überhaupt nicht. Sie wollte sich von ihm doch nicht alles schon im Voraus verderben lassen. Schäfer war wirklich wie ein kleiner Junge, sagte sich Magda schon wieder.

Nun schellte es. Wahrhaftig, ihr begann das Herz lauter zu klopfen wie einem Kind auf Weihnachten. Nun schellte es zum zweitenmal.

„Uff! Gott sei Dank, das es so weit ist!“ stöhnte Otto und richtete sich ein bißchen in die Höhe.

Bis es zum drittenmal schellte, stand er auf und reichte seiner Frau spöttisch-feierlich den Arm: „Gestatte, daß ich auch etwas zur Feierlichkeit beitrage, soweit es in meinen schwachen Kräften steht.“

Sie sah ihn groß, zornig von oben bis unten an und nahm seinen Arm nicht an.

„Na, dann nicht,“ sagte Otto und ging langsam hinter ihr her, durch die Zähne pfeifend. So gefiel ihm die Gesellschaft.

Magda war ganz verlegen. Wäre wenigstens ihr Mann fortgeblieben, dann wäre es schon leichter gegangen. Aber er blieb immer dicht hinter ihr, und sie sah ordentlich sein süßsüßes Gesicht.

Bald schüttelte sie alle Befangenheit ab, einfach angefedt von Schäfers Vergnügtheit und Ausgelassenheit.

So hatte sie ihn noch nie gesehen. Er feierte so gerne Feste und vergaß dann alles Posieren.

Magdas Zimmer prangte in seltenen Blumen und Blattgewächsen, die Schäfer heimlich hatte kommen lassen. Schäfer nahm sie an der Hand und führte sie zu seinem Tisch, wie er es nannte.

Da lag die bekannte Böcklinmappe und Liliencrons Werke. „Den müssen Sie lesen. Der macht einen froh. Gesundes Gegengift gegen Ihre Nachtvögel Novalis, Lenau. Ungefähr auch das Gegenteil von mir,“ setzte er elegisch hinzu. Dann noch Fontanes „Stechlin“. „So hat seit langem keiner mehr in Deutschland geplaudert, einfach entzündend. Man spürt das französische Blut durch.“

Fast wollte es Magda unangenehm werden, daß er sie so reichlich bedacht. Aber seine harmlose Freude ließ das doch nicht recht aufkommen.

Nun griff Schäfer zu einer mächtigen Schachtel mit Schledereien, die er hatte kommen lassen. „Bitte, greifen Sie zu, daß ich's auch kann. Denn ich huldige allen Västern. Ich trinke gern und rauche viel und schlecke auch gern.“

„Und ich? Um meine Sachen kümmerst Du Dich gar nicht?“ sagte Otto, und es klang doch ein wenig gereizt.

Magda ging sofort an den anderen Tisch. Da lag wie jedes Jahr das neue Portemonnaie mit den gewohnten sechs Hundertmarkscheinen, alle möglichen Kleiderstoffe, Goldsachen und derlei mehr. Dieses Jahr wie jedes Jahr. Sie dankte ihm, wenn auch ein wenig steif.

Otto setzte sich, während Schäfer Magda wieder zu seinem Tisch holte. Die beiden wurden immer lustiger beim Raschen aus der großen Schachtel.

Otto hatte sich die Böcklinmappe geholt, die er schon kannte und auf seine Weise auch verehrte. Jetzt aber, wo er sich plötzlich in einer etwas gereizten Stimmung befand, fing er an, um dadurch die beiden etwas zu ärgern, an den Bildern herumzumäkeln. „So ein Bein!“ rief er. „Wie verzeichnet. Und dieser geschwollene Backen! Scheußlich!“ Bald ließ er's aber wieder, da die beiden nicht darauf hörten. „Kindschöpfe!“ knurrte er und zündete sich eine Cigarre an.

Magda war ganz ausgelassen. Otto hatte sie noch nie so gesehen, und er mußte sich gestehen, daß sie so wirklich nicht übel war. Warum war sie nicht immer so? Jamas war sie so! Ja, was die Liebe thut. Gut, daß es endlich so weit zu sein scheint.

„Nun will ich aber auch ein Geburtstagsgeschenk,“ erklärte Schäfer.

Da bin ich begierig, dachte Otto erwartungsvoll. Mich haben sie einfach vergessen. Schmäzlich, so was!

Magda sah Schäfer scheu und doch zugleich erwartungsvoll an.

„Nicht wahr, ich habe doch meine Sache gut gemacht?“ „So sehr schön!“ Sie sagte das so bewegt, daß Otto schleunigst die Cigarre fest in den Mund steckte, um sein Brinsen zu verbergen.

„Da darf ich mir also ganz was Schönes ansbitten, wie?“

Sie nickte nur, etwas verwirrt, denn sie sah es diesen Augen an, er wollte etwas, irgend etwas, das . . .

„So nehm' ich mir das Allerschönste,“ sagte Schäfer, und eh sie es gedacht, hatte er sie auf den Mund geküßt.

„Holla, ich bin auch noch da!“ rief Otto.

„Natürlich. Meinst Du, das hätt' ich vergessen?“ lachte Schäfer. „Ebendrum that ich's.“

Magda war ganz blaß geworden und zitterte so, daß sie es nicht ganz verbergen konnte.

Otto sah es. Er merkte auch, wie sich Schäfer darüber wunderte. Da trat er schnell dazwischen.

Magda fuhr erschrocken herum. Sie fürchtete einen Augenblick, er wolle dasselbe wie Schäfer. Aber sie konnte sich beruhigen, Otto legte schon lange keinen Wert mehr auf solche „verheiratete“ Küsse.

Er fing sofort ein lebhaftes Gespräch mit Schäfer an, Magda über die Verwirrung hinwegzuhelfen, für die ihm der Kuß zur Erklärung nicht genügte. Otto war der Meinung, sie sei eben ernstlich in Schäfer verliebt. Daß die ganze Verwirrung in der That nur an diesem Kuße lag, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Du lieber Himmel! Küßel! Wie viel und wie oft hatte er schon geküßt.

Schäfer war auch einen Augenblick verwundert über die Wirkung dieses Kusses, den er so recht aus übermütiger Stimmung gegeben, ohne sich „irgendwas dabei zu denken“. Weil sie ihm halt im Augenblick so gut gefallen. Magda überwand die erste Erregung auch ziemlich schnell, und die Harmlosigkeit Schäfers ließ sie auch bald wieder harmlos werden. Aber gerade weil sie das nach ihrer Meinung sein durfte, fühlte sie mit stiller Freude ihre Lippen, auf denen noch immer der Kuß brannte. Sie beteiligte sich bald wieder an dem Gespräch, aber ab und zu sah sie doch wie geistesabwesend plötzlich vor sich hin. Die Lippen brannten in einem nie gekannten milden Feuer.

Als Otto nach einer halben Stunde meinte, nun sei's Essenszeit, bat sie, doch noch ein bißchen zu warten.

„Warum denn nun das wieder?“ fragte Otto ärgerlich.

„Ich will sehn, wie's mit dem Essen steht“, sagte sie und ging schnell aus dem Zimmer. Aber nicht sofort in die Küche, sondern erst in ihre Schlafstube vor den großen Stehspiegel. Da sah sie in dem Spiegel auf ihre Lippen, als müsse mit ihnen irgend eine sichtbare Veränderung vor sich gegangen sein. Sie war fast enttäuscht, als sie nichts davon sehen konnte. Nur sehr rot, auffallend rot waren sie, purpurrot, wie sonst nie. Sie ging schnell in die Küche, immer die roten Lippen vor sich und das süße Feuer auf ihnen. Sie war sehr froh, daß die Köchin noch um eine halbe Stunde Zeit hat für den Geburtstagsbraten. Sehr vergnügt ging sie wieder zu den Herren. Nun hatte sie doch einen stichhaltigen Grund, den sie sich selbstverständlich sofort einredete, während sie in Wahrheit deshalb noch ein wenig mit dem Essen hatte warten wollen, weil sie fürchtete, bei dieser profaischen Beschäftigung verlöre sich das holde Gefühl aus ihren Lippen.

Als es endlich zu Tisch ging, aß sie mit großer Vorsicht, möglichst wenig mit der Gabel die Lippen berührend. Und wenn es doch einmal geschah, hielt sie gleich an, ob die Lippen auch noch wären wie bisher.

„Du stocherst ja mal wieder greulich im Essen herum!“ sagte Otto. „Selbst am heutigen Tag.“

Magda wurde sehr rot.

„Gott, ist die Frau jetzt empfindlich,“ dachte Otto.

Wie war Magda froh, als es Nacht und endlich Zeit wurde, daß sie sich zurückziehen konnte auf ihr Schlafzimmer und zu Bett gehen. Wie schnell that sie das heute, nachdem sie vorsichtig um den Mund herumgewaschen, um die Lippen ja nicht zu berühren. Wie gut schlief sie diese Nacht; und als sie erst am späten Morgen aufwachte, wie fuhr sie gleich mit dem Zeigefinger prüfend an den Mund. Ja, sie fühlte ihn noch, den Kuß. Wie sie das freute, und wie schnell sie wieder einschlief.

Als sie aber aufstand und gleich wieder vor den Spiegel trat, schalt sie sich. Nur einmal im Jahre ist Geburtstag. Jetzt ist es genug!

Energisch rieb sie den Mund und wusch mit großem Eifer, das Gefühl los zu werden. Sie konnte auch bald feststellen, daß es nach dieser gründlichen Wäsche bedeutend nachgelassen. Aber ein wenig war es doch noch da.

Auf einmal wurde sie ganz weich gestimmt und mußte fast weinen.

Aber nein, das durfte sie nicht, sie, eine verheiratete Frau! Schämte sie sich denn gar nicht?

Schäfer war auch heute zunächst recht vergnügt. Die harmlose, ausgelassene Vergnügtheit von gestern wirkte noch nach. Aber die Stimmung wechselte sehr schnell bei ihm wie stets. Am Nachmittag hatte er sich an seiner Poffe versucht, ohne in die rechte Stimmung kommen zu können. Als er daraufhin einmal wieder seinen socialen Roman vornahm, kam ihm alles, was er bisher notiert, so fad und albern vor, daß es mit aller Vergnügtheit vorbei war.

Magda wunderte sich darüber, war sie doch noch sehr froh. Wenn sie sich den Kuß auch von den Lippen gewaschen hatte, an ihr Herz reichte kein Schwamm. Aber Schäfers Verstimmung störte sie gar nicht. Sie freute sich ruhig weiter ihrer heimlichen, stillen Freude.

Gegen Abend des folgenden Tags ging Schäfer in das Wirtshaus auf dem Berg, um endlich Ernst zu machen mit seinem socialen Roman, denn diesem bisher mangelnden Ernst maß er die Schuld zu, daß es mit dem Buch nicht voran gehen wollte.

In dem Wirtshaus saßen nur Franz Kranz und der Schuster Hagensdörfer, da es noch ziemlich früh war.

Beide lachten gerade sehr laut, als Schäfer in das Zimmer trat. Das Lachen brach aber jääh ab, als sie den Eintretenden erkannten, von dem sie natürlich längst wußten, daß er Gast ihres Herrn war. Am liebsten wären sie sofort weggegangen, wenn sie Schäfer nicht gleich gebeten, ihm ein wenig Gesellschaft zu leisten. Da er schnell drei Glas Bier bestellte und ihnen eigens zu diesem Zweck erstandene Cigaretten hinhielt, so blieben die beiden, nachdem sie sich beruhigend zugenickt. Schäfer hatte offenbar nichts von ihrem Gespräch gehört, sonst würde er sich anders benommen haben.

Ein leichtes, böshaftes Lächeln huschte über der beiden Gesicht. Hatte er wirklich nichts gehört, so war es in der That doppelt lustig, sich jetzt gerade von dem Freund ihres Direktors freihalten zu lassen.

Die beiden hatten eben nämlich einen ihrer Meinung nach ausgezeichneten Plan ausgeheckt, dem Direktor einen Streich zu spielen. Voraussetzung war, daß er ihnen selbst nicht in ihrer Stellung schaden konnte. Und der Plan, den sie ausgeheckt, war so angelegt, daß er ihnen nicht schaden konnte. Deshalb waren sie in so vergnügter Stimmung.

Das ganze Dorf ärgerte sich schon eine geraume Zeit über Ottos Verhältnis zu der Frau Schmidt. Schon in manchem Wirtshaus und an manchem Abend, wenn der Alkohol erst Besitz genommen von den Köpfen, war der Gedanke aufgelaucht, man müsse diesem Arger dadurch Luft machen, daß man durch irgend einen Streich die Frau Schmidt und Otto ärgere. Freilich, darin war man sich auch einig, man dürfe dadurch dem Direktor keinen Anlaß geben, sich dafür wieder an den Arbeitern zu rächen.

Grade eben nun, bevor Schäfer in das Wirtshaus getreten, war dem Schuster Hagensdörfer eine Erleuchtung gekommen, wie man die Sache bewerkstelligen könne, Otto zu ärgern und sich selbst nicht zu schaden. Der Plan fand sofort den Beifall von Franz Kranz. Gerade hatte man ihn durchberaten, gerade war die Freude darüber bei den beiden sehr groß, da kam dieser Schäfer dazwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

An einer der letzten Nächte, da ich arbeitsmüde und unfroh, in das Zeitalter der Humnen verschlagen zu sein, heimwärts ging, erfüllte sich das Loos meiner Kastanien, die mir vor dem Hause stehen und als Kalender des Lebens dienen. Sie mußten sich endlich in ihr Schicksal ergeben; längst hatten die Kinder die letzte der braunen, blanken Früchte in den grünen Stachelhüllen mit grausamem Steinwurf von den Bäumen geholt. Nun gaben sie endlich auch ihre letzten Blätter her. Es war ein spulhaftes Sterben und deutlich vernahm ich den tragenden Knochenanzug des Todes. Die Laternen waren ausgelöscht, die Finsternis war noch in Rebel eingehüllt, und hinter dieser gedoppelten Nacht schied nun das Leben. Ich sah nichts in dem undurchdringlichen Dunkel, aber ich hörte das letzte Ringen. Es war, als ob Hunderte von Katzen in den schwarzen feuchten Nesten feierlich schlüpfen, die Zweige unter sich knidend. Die schwereren feuchten Blätter lösten sich zögernd los, fielen auf die unteren aufstöhnenden Aeste und sanken dann langsam von Zweig zu Zweig, bis sie zum Boden schwebten. Die Bäume schienen wie im Fieber des Todesphantasierens zu schreien — so wild und unheimlich verstärkt klang in der dunklen Rebellstille das Brechen des fallenden Laubs.

Ich bitte die Kunden meiner Sonntagsplaudereien, wenn sie

weiter in der lahlästigen Melancholie des Novembers zu schmelzen begehren, sich an einen der gangbaren Dichter zu wenden; sie werden da alles Gewünschte finden. Mich aber interessiert weniger die Stimmung als die Philosophie des Rebels; denn dieser graue Wasserwüchsig erzeugt Täuschungen, die in der Geschichte der Menschheit schlimme Verwüstungen angerichtet haben. Es ist das Problem der „Auserwählten“, wie es in den folgenden Versen zum Ausdruck gelangt:

Im Winternebel sonder Maßen
Schritt mit dem Kind ich durch die Straßen.
Der Dube staunt ins graue Licht,
Wie bald sein Auge heutz verflucht,
Wie alle Menschen schnell verschwinden
In fremden dicken Dunstgewinden.
Ein Zauber scheint ihm diese Welt
Und grübelnd er sein Räuschen hält.
Doch endlich zündet dem Mirakel
Sein Köpchen eine Gladerfaßel,
Und, in das Rätsel ganz vernummt,
Er träumerisch die Worte summt:
Wertwürdig! Alle andren Leute
Geh'n in 'ner dunklen Wolke heute
Wie'n Mantel aus 'nem Zeug von Nacht —
Nur um uns Gott hat's hell gemacht!

Ich kann die Beobachtung, die in diesen Zeilen liegt, mit gutem Gewissen der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen; denn mein Junge hat die Weisheit ausgesprochen, als er drei Jahre alt war. Leider hat sein Vater den Gedanken in einige seiner bejammernswürdigen Verse gekleidet, die mit Recht schon früher den Unwillen meiner Mitmenschen erregt haben. Indessen, man lasse den Sohn nicht entgelten, was sein Vater gesündigt. Dieser dreijährige Dube hat ausgesprochen, was man in der Weltgeschichte den Rassenkampf um die höhere Kultur nennt. Jedes Volk steht die andren im Rebel, sich selbst aber, in der Täuschung allzu großer Nähe, hält es für auserwählt, scheinbar wandelnd im reinen Licht. Und es wird sich nicht bewußt, daß die andren dem gleichen Irrtum huldigen.

Allen Rebel sehen wir weißen Menschen gegenwärtig um die gelbe Rasse der Chinesen geballt, während wir selbst uns in klarer Luft wähen, und wir ziehen aus diesem Bahn mörderische Folgerungen; der Rebel muß sich blutig färben. In Wirklichkeit ist alles nur der Betrug der Ferne, um uns selbst ist der gleiche Dunstkreis menschlicher Niedrigkeit, ja vielleicht würde die Analyse unsres Rebels noch eine größere Dichtigkeit und eine gefährlichere Mischung ergeben als jener Rebel der gelben Leute.

Gerade um unsre herrschenden Gewalten, die den Rebelwahn propagieren, um die Völker aneinander zu hegen, liegt ein undurchdringlicher Rebel, der sie blendet und alles klare Urteil ihnen raubt. Es ist kaum begrifflich, wie sie nicht die Gefahren sehen, die ihnen selbst aus der chinesischen Menschenjagd erwachsen, die sie organisiert haben. Die höllischen Hunnenbriefe, die jeden Menschen, der im Kulturbewußtsein als seiner Lebensluft atmet, zur Verzweiflung treiben müssen, sind zugleich auch Zeichen einer anarchischen Auflösung aller sittlichen Konvention und aller Autoritätsgläubigkeit, die gerade den Hütern von Thron und Altar, den Predigern der Unterordnung, den Schutzherrn des Besitzes ein Grausen erwidern müßten, wenn sie zu denken im stande wären.

In diesen Hunnenbriefen tobt der fessellose Umsturz, wütet jene revolutionäre Allverwüstung, von der die Verleumder des Sozialismus zu reden pflegen. In diesen Khatikenten hat sich die herrschende Klasse die wildesten Apostel einer nihilistischen Propoganda der That ergogen, Menschen, die an nichts mehr glauben, vor nichts Ehrfurcht haben, denen alles Menschliche fremd ist. Die unsagbaren Grausamkeiten des überreichen Krieges zerhören in acht Tagen die kulturelle Erziehung, an der Jahrtausende mühselig gearbeitet haben; die Trümmer des Chaos treiben wieder.

Wer Gelegenheit gehabt hat, einige der Hunnenbriefe im Original zu lesen, der weiß, welche Auflösung aller Vorstellungen der Krieg in furchtbarer Schnelligkeit bewirkt hat. Die Zeitungen haben aus Gründen der preßgesetzlichen Verantwortung manche Aeußerung streichen müssen, welche allzu brutal die moralfreie Anschauung der Khati- Uebermenschen entblößte.

Man lehrt die deutsche Jugend, daß das Recht nationaler Selbsterhaltung das höchste Gut sei — in China lernt sie um, ist sie doch beauftragt, dieses oberste Recht einer Nation zu mißachten. Die Achtung vor dem fremden Menschenleben war bisher das oberste Gebot. Jetzt wird aus der quälenden Grausamkeit ein Vergnügen gemacht. Das monarchische Gefühl wurde sorgsam gepflegt, ein Glanz der Heiligkeit ruhte auf dem Fürsten, die Unantastbarkeit schirmte den Thron. In Peking durchwählen die Soldaten die Schätze der Monarchie, sie reihen die Seide von dem Thron und höhnen über die Pariser Seifen und Parfüms, die in den Gemächern der Kaiserin vorgefunden werden, sie lernen das Gottesgnadentum belachen und majestätische Hoheit verachten. Wiebt es aber etwas, das sich ähnlicher geliebt wäre in allem Wandel der Zeiten und Völker als das starke Ceremoniell der Höfe und der Bräut fürstlicher Abgeschlossenenheit! Nichts ist europäischer als die Schlösser der chinesischen Dynastie, wie nichts chinesischer ist als das Palastwesen europäischer Monarchien. Die Khatimänner, die in den Gottesgnadentümlichkeiten Befings gehaust, werden künftig nicht mehr mit schierer Ehrfurcht und gerührter

Andacht der Führung des Lalaien folgen, wenn sie die arrangierten Herrlichkeiten heimatischer Schlösser besichtigen; sie werden daran denken, wie ihnen solche Schätze als Beute und Hohn gebient haben.

Die Anebeugung vor dem Altar des Herrn war vordem fromme Pflicht. Welche Wandlung! Die religiösbesserten Leute streifen mit den schmutzigen Stiefeln durch die Heiligtümer der Chinesen und dieselben Christen, die den Auferstehungs glauben als köstliches Kleinod hegen, lachen frech über die einsättigen Boxer, die sich einbilden, nach dreien Tagen wieder aufzuerstehen.

Die Unterwerfung unter die Obrigkeit, die Unterordnung unter die militärischen Vorgesetzten — sind diese Tugenden nicht die Grundlagen des Staats? In China heißt man die Soldaten in jedem Minister einen Schurken oder Narren zu sehen; muß nun nicht der durch solche kommandierte Entgötterung aufgefärbte Mann auch seine Autoritäten mit andren Augen ansehen?

Und endlich der Besitz, die Heiligkeit des Eigentums! In Europa unterwirft man sie, es sei verbrecherisch, eine Schrippe zu stehen, geschweige, daß es ein erlaubter Gedanke sei, das Privat-eigentum überhaupt zu beseitigen. Im Reich der Mitte ist alles Eigentum freigegeben, jeder darf sich nehmen, was ihm gefällt, er kann Häuser plündern, Denkmäler schänden, die kostbarsten Kulturschätze verbrennen.

So lehrt der Khatifolbat heim, jenseits von Gut und Böse. Fürchtbar schnell hat er sich in die neue Welt der absoluten Anarchie gefunden. Die alte Erziehungsmoral ist wie ein Haut verweht. Ist nicht Gefahr, daß auch auf heimischem Boden einmal die Zügel der Kultur auf dem Boden schleifen? Fürchten die Herrschenden nicht die Folgen dieses Umsturzes aller sittlichen Gefühle, aller religiösen und autoritären Gläubigkeit? —
Joe.

Kleines Feuilleton.

—r. Der Nachruf. Wie ein Lauffener flog die Kunde durch die Nachbarschaft. Von allen Seiten kamen Neugierige herbei. Vor der Haustür sammelten sie sich in aufgeregten flüsternden Gruppen.

„Ree aber sowas!“

„Wie er des thun konnte!“

„Und Montag war er noch hier und hat 'n Arbeitsmarkt bei mir nachgesehen!“

Die Väterfrau schüttelte den Kopf. Die Hände in die Seiten gestemmt, stand sie vor ihrem Schaufenster.

„Ich habe aber sowas schon geahnt. Ich habe meiner Frau schon gestern gesagt, man sieht ja den ollen Müller nicht mehr, dem wird doch nichts passiert sein?“

Der dicke Vudiler von gegenüber war gleichfalls herbeigekommen, sein Bierbäß überlötete die Stimmen der andren.

„Wer hat'n denn nu eigentlich gefunden?“

„Na die Nöhriden, was seine Nachbar'n is, die hat doch die Thüre aufbrechen lassen, weil er gar nich mehr rauskam. Und dann lag er auf'm Strohsack und war schon ganz blau in's Gesicht.“

„Ueh! Ueh!“ Die Frauen schrien entsetzt auf.

„Platz da! Verstellen Se nich die Passage!“

Zwei Schutleute kamen von der andren Straßenseite herüber, mit grimmigen Gesichtern drängten sie sich durch die Menge nach der Haustür.

„Wenn hat' er's denn eigentlich gelhan?“ fragte das junge Mädchen.

„Na Se sagen ja, er muß zwei Tage tot sein.“

„Und aufgehangen hat er sich?“

„Ach wo, verjüsten. Id sage Ihnen doch, er lag auf 'm Strohsack — id bin ja mit drin gewesen, id hab'n jesehn.“ Die Portierfrau ward einen triumphierenden Blick über die Menge. Die andern betrachteten sie mit ehrfürchtigem Stauern: „Die Gündlachen hat'n jesehn.“

„Warum er's nu man bloß jemacht hat?“ fragte das junge Mädchen wieder.

„Na jesagt hat er ja schon ofte, daß er sich am liebsten aufhängen thäte.“

„Zott det sagt mancher manchmal.“

„n Strohsack und 'n oller Tisch und 'n Stuhl is allens, was in sein Zimmer steht,“ erzählte die Portierfrau.

„Ja, jut hat's ihm nich jesaugen.“

„Aber er hat doch immer jearbeit.“

„Na, was hat er denn? Auf 'n Bau hat er jeholten und jekt hat 'n ja überhaupt keiner mehr nehmen wollen, er war ja viel zu alt.“

„Der? — Der war doch man knapp an de Fußzig.“

„Fußzig war er ja noch nich mal, er hat doch aber so 's Reitzen jehabt, wissen Se, von den zugigen Bau, er konnte ja manchmal jar nich de Hände bewegen.“

„Ja dett hat'n auch mächtig jewirnt.“ Der Portier, der gleichfalls gekommen war, nickte: „Vorlichten Sonntag traf ich ihn noch auf de Treppe, da konnte er kaum kriechen, und denn sagt er noch, Gündlach, sagt er, 'i jekt nich mehr, is am besten 'n Strid um 'n Hals.“

„So 'n armer Mensch“, bedauerte das junge Mädchen. Die Frauen stimmten bei:

„Davor arbeit man sein Leben lang,“ sagte die eine.

„Ja davor schindet man sich hin.“

„Nicht 'n Stück Brot hat er da gehabt“ — fing die Portierfrau wieder an — „an sein'm Bette stand bloß de Tasse, wo die Zucker-säure drin war.“

„Wo er die man bloß hergeholt hat?“

„Na die hat er sich doch von Mähriden geborgt, er hat doch gesagt, er wollte was puzen und darum is's doch auch die Mähriden gleich ausgefallen, als er nich wiederkam.“

„Da is ja die Mähriden!“ tief ein Mädchen. Eine große schlanke Frau trat aus der Hausthür und warf einen suchenden Blick nach allen Seiten. Die andern umdrängten sie: „Was sagen die Schulleute?“

„Wird er bald abgeholt?“

„Kommt er nach'm Kirchhof oder erst ins Schauhaus?“

„Ins Schauhaus — natürlich ins Schauhaus.“

Die Frau beantwortete die letzte Frage zuerst, dann schlüchte sie plötzlich auf: „So'n armer Kerl, so'n armer, alter Kerl. Und so freundlich wie er immer war und so gefällig. Borige Woche hat er mir noch Fenster puzen helfen und nu liegt er da —“

„Ja, gut war er,“ stimmte die Portierfrau bei.

„Wo er konnte, hat er einem 'n Gefallen gethan.“ Sie über-eiferten sich, Gutes von dem Toten zu erzählen.

„Da kommt der Leichenwagen!“ schrie ein kleiner Junge, sein Nachbar gab ihm einen Nippenstoß: „Schafslopp, det is doch leen Leichenwagen, der fährt doch man bloß nach's Schauhaus.“

Das schwarze Gefährt hielt vor der Hausthür, die Neugierigen bildeten eine Gasse, schweigend sahen sie auch die schmale Zint-wanne, die die Männer nach oben trugen. Der dicke Budiker nahm zuerst wieder das Wort; er war etwas kleinlaut geworden: „Ne das häit' er einen aber doch auch sagen können, daß's ihm so ging, denn häit' man ihm doch geholfen. Ja id hab' ihm ja allerdings nichts borgen wollen, aber wenn's ihm so ging!“

„Ne, Geld hätten Se nicht bekommen von ihm!“ sagte die Wäckerfrau. — „Mir hat er nich mal's Frühstück bezahlt — 'ne ganze Woche nich — sechs Groschen — ja das hat man von seine Gutmütigkeit!“

„Na, da wer'n se ja woll drüber weg kommen.“ Die Stimme der Portierfrau nahm einen grossenden Ton an, auch die andern be-gannen zu murren. „Sie bringen ihn!“ rief das junge Mädchen. Aus der Hausthür kam der Leichenzug. Der tote lag in der Zint-wanne, nur mit einem Laten zugebedt. Durch die Decke sah man seine mageren, abgekehrten Formen. Einige Franen begannen zu weinen, als man ihn vorübertrieb. Ohne darauf zu achten, schoben die Träger die Wanne in den schwarzen Wagen. „Und er war so gut — so gut!“ schlüchte die Wäckerin wieder.

Nur die Wäckerfrau warf dem Wagen einen wütenden Blick nach: „Ja, eine ganze Woche Frühstück, ein Standal ist es — eine ganze Woche Frühstück — sechs ganze Groschen — krieg ich noch von ihm!“ —

Erziehung und Unterricht.

In den letzten Tagen feierte das Sternsche Konservatorium, das älteste Berlins, sein 50er Jubiläum. Die reichen musikalischen Darbietungen seiner Lehrer und Schüler, die es dabei veranstaltete, sind trotz ihres Werts und festlichen Gepräges, das sie ornamentierte, nicht eben Gegenstand einer journalistischen Kritik. Um so lebhafter kann sich unsere Aufmerksamkeit einer kleinen Schrift zuwenden, die bei dieser Gelegenheit erschienen ist: „Zur Geschichte des Sternschen Konservatoriums der Musik in Berlin. 1850—1900. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum von Ernst Eduard Taubert, Königlich Professor. Berlin 1900. Dr. Richard Stern, Musikverlag.“ Die Bedeutung dieser bescheiden anstretenden Schrift liegt weniger in ihren reichhaltigen Aufschlüssen zur Geschichte des Berliner Musiklebens als in der Seltenheit von Arbeiten zur Geschichte künstlerischer Lehranstalten überhaupt. So sippig auch sonst nicht nur Geschichtliches, sondern gerade auch Schulgeschichtliches behandelt wird: eine Geschichte der Schulen für die bildenden und gar erst für die redenden Künste besitzen wir noch durchaus nicht. So gut wie alles, was dozn bisher doch noch geliefert worden ist, sind einige Gelegenheitschriften zur Geschichte einzelner Anstalten. Tauberts Broschüre ist also schon durch die Erfassung des Gegenstands selber verdienstlich. Daß dabei nicht eben sehr viel herausgelommen ist, liegt wohl an der Dirftigkeit des Materials, das ihm zur Verfügung stand. Immerhin konnte auch unter solchen Umständen etwas mehr gegeben werden. Vor allem wäre es nötig gewesen, uns in Kenntnis zu setzen, wie weit hier überhaupt solche Materialien vorliegen. Der Verfasser erwähnt als Beweis für Bülow's Pflichterfüllung im Unterrichten die „sehr detaillierten Zeugnisse“, die er den Schülern zum Schluß der Schulsemester ausarbeitete. Es wäre unterrichtsgeschichtlich und unterrichtshyematisch von hoher Wichtigkeit, solche Zeugnisse kennen zu lernen. Wo sind solche auf-bewahrt? Ebenso ist die Rede von dem kurzen Bericht Bülow's über den von ihm im Konservatorium erteilten Klavierunterricht, welcher Bericht ein „hochinteressantes Epöps“ bilde, mit Gesichtspunkten, „die sich jeder Klavierlehrer fest einprägen sollte“. Warum sagt uns der Verfasser nicht, wo dieser Bericht — gedruckt oder ungedruckt — zu finden ist? Ueber kurz oder lang werden sich dann doch Forscher finden, die solche Materialien brauchen: warum ihnen also nicht zur richtigen Zeit vorarbeiten? — zumal manche An-sführungen vorübergehender Ereignisse in dieser Schrift doch

wohl wegbleiben konnten! Es soll ferner kein Undank gegen diese ganze schöne Gabe sein, wenn wir darauf hinweisen, daß neben einer Geschichte des Schulwesens als noch wich-tigere Aufgabe die der Unterrichtskunst selber verbleibt. Wie im dortigen Konservatorium unterrichtet wurde und wird, welche Be-stimmungen über Unterrichtsdinge dabei Geltung fanden und finden, davon schweigt die Schrift; die Eittierung des (hier auf die Frau Viardot-Garcia zurückgeführten) Satzes: „es giebt keine guten Lehrer, es giebt nur gute Schüler!“ ist doch wohl kein Ersatz für jenen Mangel. Schließlich darf den gegenwärtigen und künftigen Autoren solcher Beiträge zu einem noch beinahe ganz neuen Gebiet doch mal empfohlen werden, zunächst mit den bisherigen Bestrebungen zur Pflege der Schul- und Unterrichtsgeschichte und speziell der Geschichte des Kunstunterrichts Fühlung zu nehmen; das Nebeneinanderhin-gehen einzelner von einander nicht befruchteter Bemühungen führt nicht weit und läßt außerdem zu viel Kraft verschwenden. —

Bergbau.

— Ueber die Gewinnung der schwarzen Diamanten in Brasilien berichtet „Scientific American“. Auser in der südafrikanischen Kapkolonie werden die schwarzen Diamanten auch im brasilianischen Bundesstaate Bahia gefunden. Das Fundgebiet liegt etwa eine Tagereise von der Stadt Bahia auf dem Dampfbboot nach San Felix oder auf der Eisenbahn nach Bandeira do Mello. Das ergiebteste Gebiet befindet sich ungefähr zwei Meilertagsmärsche weit am Paragaionflusse. Wahrscheinlich tritt das Mineral im ganzen Gebiet allgemein auf, aber es lohnt sich bei den primitiven Gewinnungsmethoden seine Ausbeute nur in den Flußbetten des Paragaion und dessen Nebenflusses, des San Antonio, und an den Hängen der Sierra des Yprax. Die schwarzen Diamanten werden dort in Konglomeraten gefunden, die hauptsächlich aus Quarzförnern und eisenhaltigem Thon bestehen und auf einer Thonunterlage liegen. Man unterscheidet zwei Sorten: die „Carbons“ und die „Boris“. Jene sind unregelmäßige, harzig-glänzende, graue oder schwarze Kristalle von körniger Struktur, ohne entschiedene Spaltbarkeit und von der Härte gewöhnlicher Diamanten, deren Dichte sie aber infolge einer geringen Porosität nicht erreichen. Diese hingegen sind milder unregelmäßig, mehr kugelförmig und zeigen auf ihrer rauhen Oberfläche bisweilen eine verworren kristallinische Struktur. Zur Gewinnung der schwarzen Diamanten sucht man eine Stelle im Flusse aus, wo das Wasser nicht über 6 Meter tief und die Strömung nicht zu stark ist. In den Boden des Flußbettes wird eine lange Stange gestekt, die den eingeborenen Tauchern zum Eintauchen und Emporstiegen dient. Die Taucher, die sehr geübt sind und länger als 1 1/2 Minuten unter Wasser bleiben können, tragen einen Sad, dessen Öffnung durch einen eisernen Ring aufgesperrt ist. In diesen Sad wird auf dem Flußbettboden der Kies gekratzt, um dann an die Oberfläche getragen, ans Ufer gebracht und an einer gegen Hochwasser ge-ficherten Stelle aufgeschüttet zu werden. Diese Gewinnungsarbeit dauert während der sechs trockenen Monate an, wird aber mit Be-ginn der Regenzeit, die Hochwasser und starke Strömung bringt, abgebrochen. Während der nassen Periode wird der aufgestapelte Sand durchwaschen und die Diamanten ausgesucht. Die tieferen Flußbettstellen bleiben überhaupt unberücksichtigt, obwohl hier Vaguer-Apparate vorteilhaft angewandt werden könnten. Bei der Gewinnung der schwarzen Diamanten aus dem Sande an den Berghängen werden Stollen angelegt, aus denen in der trockenen Jahreszeit der Sand gefördert wird, um während der Regenperiode in Trögen ver-waschen zu werden. Die Größe der schwarzen Diamanten schwankt zwischen der Größe eines Sandkorns und der eines 975 Karat schweren Kristalls. Der bisher größte wurde 1894 gefunden und erzielte in Paris einen Preis von 81 000 M. Im allgemeinen werden aber Steine von 1—3 Karat am meisten für technische Zwecke — zum Befestigen der Bohrkronen an drehenden Gesteins-bohrapparaten — verlangt. Man zerbricht deshalb die größeren trotz des dabei entstehenden Verlustes. Der Sitz des Handels ist Bahia, die dort lebenden Händler sind durch Agenten im Fund-gebiete vertreten. Der wachsende Bedarf hält die Preise hoch, die zwar schwanken, sich aber im Durchschnitt auf etwa 83 M. für ein Karat stellen. —

Humoristisches.

— Erinnerungszeichen. Dame: „Wie alt ist denn Ihr Huberl?“
 Frau: „Ja warten S' amal . . . Du, Xaver, wann haben wir den roten Regenbüchtem eingetauscht?“
 Bauer: „Ja, das wird zu Ostern fünf Jahr'!“
 Frau: „Fünf Jahr' is er!“ —

— Pünktlich. Schreiber (der sofort seine Feder hinlegt, als die Uhr anfängt, zwölf zu schlagen, mit einem Seitenblick auf seinen Rylgen): „Der Kerl bleibt immer sitzen, bis die Uhr ausgeschlagen hat — der Streber!“ —

— Im Eifer. Vorsiehender (die Versammlung schließend): „Seien wir einig, meine Herren, wie uns der Herr Vortredner soeben ermuntert hat, denn wenn wir einig sind, bilden wir eine Macht, gegen welche selbst die Götter vergeblich kämpfen!“ —

(Fleg. Bl.)